

Deutsche
Roman-Zeitung.

Zweundzwanzigster Jahrgang. 1885.

Vierter Band.

(Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.)



Berlin, 1885.

Verlag von Otto Janke.

Deutsche Roman-Zeitung.

1885.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 N. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 41.

Das Apostelchen.

Eine stille Geschichte

von

Otto von Leirner.

(Fortsetzung.)

Tiefaufathmend hatte Frau Mathilde die Lesung beendet. „Gott sei Dank, noch ist nichts geschehen,“ flüsterte sie, „aber jetzt muß er fort, denn die Schwärmerei für dieses Weib könnte mir das Kind verderben. Ich habe dieser geschminkten Kindlichkeit nie getraut. Hätte ich nur damals nicht nachgegeben!“

Sie erhob sich langsam, schob die Lade zurück, behielt aber das Buch und trug es hinüber in das Arbeitszimmer.

Als sie einen Blick zum Fenster hinauswarf, sah sie ihren Sohn und Paul herankommen. Der Student sprach lebhaft auf den Freund ein, welcher mit gesenktem Haupte neben ihm schritt. Obwohl kräftig und schlank gebaut und größer als Paul, machte er einen schwächeren Eindruck und das mädchenhaft zarte Gesicht mit den schüchternen Augen ließ ihn viel jünger und unreifer erscheinen, als er war.

Frau Mathilde fühlte sich von diesem Gegensatz fast schmerzlich berührt. Sie faltete die Hände und ein stilles Gebet entrang sich der gepreßten Brust.

Mit der gewöhnlichen Freundlichkeit trat sie Beiden entgegen. Paul blickte ihr fragend ins Auge.

„Ich habe,“ sagt sie zu ihm, „mit Peter etwas zu sprechen. Gehen Sie, lieber Paul indessen hinüber in seine Stube.“

Mit erstauntem Blick sah der Sohn nach der Mutter und dann nach der Thüre, welche hinter dem Freunde in das Schloß fiel. Frau Mathilde war zum Fenster an das Nähtischchen getreten und schaute einige Sekunden hinaus, während Peters Augen furchtsam an ihr hingen. Als sie sich jetzt, freundlichen Ernst im Antlitz umwandte, gewahrte er in ihrer Rechten ein blaues Heft und erkannte sofort sein Tagebuch für Lola. Blässe und Purpur flogen wechselnd über seine Wangen, die Knieer be-

gannen zu zittern und eine tödtliche Angst schnürte ihm die Kehle zu. In einem unmerkbar kurzen Zeitraum, welcher ihm endlos vorkam, jagten eine Menge Bilder durch sein Hirn: er sah die Mutter ihn mit erhobener Hand aus dem Hause weisen und hörte die Worte des Fluchs; sah sich allein an einer dunklen Stelle der Anlagen und hörte den Schuß, mit dem er seinem Leben ein Ende machte, sah Lola aus Verzweiflung sterben. Ihn schwindelte, er wankte zu dem nächsten Stuhl und sank dort zusammen.

Die Mutter trat zu ihm, strich das Haar aus seiner Stirne und ließ dann die weiche Hand auf dem gesenkten Haupte ruhen.

„Ruhig Kind, nur ruhig!“ sagte sie nun mit sanfter Stimme; erstaunt horchte er dem Klange, ohne sogleich die Worte zu fassen. „Du hast nichts zu fürchten, denn Du hast ja nichts Böses gethan. Ohne jede Absicht habe ich heute dieses Heft gefunden — Du hattest vergessen den Schlüssel abziehen — und habe es gelesen. Deine erregbare und unkundige Phantasie hat Dir ein verborgenes, kokettes Geschöpf, welches sicherlich um mindestens zehn Jahre älter ist, als Du —“

„Ach, nein, liebe Mama!“ warf er leise ein.

„Ja, ja, es ist doch so! Kurz, sie hat Dir diese Komödiantin zu einem Engel, zu einem Ideal verschönt. Du kennst, Kind, die Menschen gar nicht. Aber eben darum kannst Du leicht, ohne es zu wollen, zu Handlungen verführt werden, welche gefährliche Folgen nach sich ziehen könnten. Für die Verling warst Du ein Spielzeug für einen Augenblick, doch wenn Du hier bliebest, so könnte sie Dich zuletzt schlecht, ja Kind, schlecht machen. Hast Du ja doch schon einmal — ich verzeihe Dir's — ihretwegen die Mutter belogen.“

Unter dem Einfluß der ernstern Worte und der sanften Stimme hatte sich die Angst allmählig gelöst;

Kultur fähig ist, und daß das oft geschmähte Mittelalter in der Kultivierung des Bodens uns trotz aller unserer modernen Hülfsmittel weit voran gewesen sein muß. Und trotz dieses enormen Ueberflusses an Naturweinen blieb den Weintrinkern die Weinfälschung nicht erspart; man thut Unrecht, sie als eine moderne Kunst zu bezeichnen, sie ist vielleicht so alt, wie der Wein selbst, denn Homer preist in der Odyssee schon hoch den ächten, unverfälschten Wein:

Wein auch schöpft' er mir in zwölf gehenkete Krüge,
Süß und unverfälscht, ein Göttergetränk; und es kannt' ihn
Keiner der Knecht', und keine der dienenden Mägd' in der
Wohnung
Nur er selbst, und die Gattin mit ihm, und die Schaffnerin
einzig:

Wann sie von dem einst tranken, dem rothen duftigen Festwein;
Einen Becher gefüllt in zwanzig Maße des Wassers
Göß er; und süß umhauchten den Mischtrug edle Gerüche
Göttlicher Kraft: dann war es gewiß nicht Freude zu dursten!

Freilich war man im Mittelalter strenger gegen Weinfälscher als heute und der fromme Erzbischof Balduin, einer der edelsten Kirchenfürsten von Trier, ließ 1324 zwei Weinfabrikanten ohne Erbarmen auf dem Scheiterhaufen von dürrer Nebenholz verbrennen; die Strafe war draconisch, aber man muß an die gottesdienstliche Bedeutung des Weines denken, und eine Verfälschung des Abendmahlweines mußte als Blasphemie gegen das Höchste und Heiligste gelten. Heilsam für alle Genossen jener beiden Unglücklichen war sie gewiß! Heute braucht sich der arme Mann vor Weinverfälschung nicht mehr zu fürchten, er kennt die edele Gottesgabe kaum und ekeler, Geist und Körper verderbender Branntwein ist an die Stelle des Weines getreten!

Spruchartiges.

Von D. v. L.

I.

Wer nie die Menschen hat gehaßt,
Dem war auch keiner lieb:
Doch thut sich selbst am meisten weh,
Wer Menschenhasser blieb.

Der riß vom Lebenshimmel wohl
Der Sonne holde Pracht
Und irrt im Dunkel dann umher,
Daß er sich selbst gemacht.

II.

Die Lilie blüht
Auf schwanker Fluth,
Die Wurzel still
Im Tiefen ruht.

Bewegtes Lied
Aus Dichters Mund
Es wurzelt tief
Im Herzensgrund.

III.

Auf stiller Fluth, auf öder Haide
Überall die Schönheit weht,
Doch wird sie jener nur begreifen,
Dem sie im eignen Herzen lebt.

Unsere Jüngsten.

Kritische Betrachtungen von D. v. L.

I.

Seit mehr als zwei Jahren strebt der Verfasser der folgenden Betrachtungen darnach, den Lesern die sich entwickelnden Strömungen der deutschen Dichtung von einem höheren Standpunkte, als dem der flüchtigen Tageskritik zu zeigen. In No. 31. 1883 hat er darauf hingewiesen, daß fast alle bedeutenden Dichter des älteren Geschlechts mehr oder minder alles abweisen, was in der Gegenwart nach Gestalt ringt, hat den Satz aufgestellt, daß die kommende Zeit ihren Stoff den religiösen und socialen Kämpfen entnehmen werde und müsse, welche immer gewaltiger anwachsend sich die Phantasie, das Gefühl und den Willen unterwerfen. Ein Jahr später — von No. 36. 1884 ab — hat er in einer Untersuchung „Reime der Zukunftsdichtung“ den Nachweis geliefert, daß diese neue Bewegung erstarke, daß die religiöse, sociale und volkstümliche Erneuerung sich immer klarer in der Dichtung bemerkbar mache. Er hat folgendes ausgesprochen:

„Wir wollen werden, was wir noch nicht sind, ein Volk — — — wir wollen den Idealismus zur Geltung bringen, welcher so lange niedergeworfen war, und nach seinen Forderungen das staatliche und gesellschaftliche Leben reinigen vom Ungeiste der Selbstsucht, der Frivolität und des Scheinwesens. Bekämpfen wollen wir die einseitige Uebergewalt des Mammonismus, bekämpfen die Ungerechtigkeit der socialen Gliederung. Der Liebe die Herrschaft zu erringen, ethische Begeisterung zu wecken und dadurch die Gottenfremdung zu überwinden: das sind die höchsten Ideale der ernstesten Geister unserer Zeit.“

Wenn in der Geschichte neue Gedanken auftreten, besonders solche, denen zugleich eine wirkliche Macht zur Seite steht, so wirken sie nach den Gesetzen des Seelenlebens vor allem auf die Werden ein. Bei diesen sind Grundsätze noch nicht starr geworden; alles befindet sich noch im Flusse und nimmt neue Anschauungen leichter in sich auf und verbindet sie mit dem Vorhandenen.

Zwei der gewaltigsten Thatsachen des Jahrhunderts sind die Neuaufrichtung des Deutschen Reiches und der Versuch die sociale Frage vom Throne her, wenn nicht ganz zu lösen, so doch durch staatliche Einrichtungen in das geschichtliche Werden des Staates aufzunehmen. Als dritte Thatsache, welche nicht so offenbar auftritt, kommt hinzu die tiefe religiöse Erregung der Gemüther, welche von Jahr zu Jahr stärker wird und sich durch nichts mehr eindämmen läßt. Ist eine Sehnsucht in darbedenden Geistern geweckt, so kann sie zwar als Funken lange un-

beachtet bleiben, aber dieser Funke wird Flämmchen und zuletzt Flamme — so wird auch die Gotteslehnsucht des Geschlechts zur Flamme werden und wenn auch nicht mehr in der kurzen Zeit, welche uns von der Wende des 19. Jahrhunderts trennt, so doch im Beginn des nächsten.

Diese Thatsachen haben die Jugend bereits ergriffen und eine tiefere Erregung der Gemüther erzeugt, als auf den ersten Blick erscheinen mag.

Wir dürfen Eins nicht vergessen: was man Zeitgeist nennt, ist in Uebergangsepochen durchaus nicht so rein darzustellen, etwa wie Schwefel aus Schwefelkies. Denn in jeder Zeit leben Menschen verschiedener Zeiten nebeneinander; neben dem Greise, welcher noch in den Freiheitskriegen mitgeföhnt, und seine männliche Reife vor oder nach der Julirevolution erreicht hat, steht der alte Mann, in dessen Jugend sich die Märztage vorbereiteten; neben diesen die Männer, welche in der Reaktionszeit zur Reife gelangten, die Jüngerer dann, die mit vollem Bewußtsein die Entwicklung von 1862 an verfolgen konnten und auf sich wirken lassen mußten; dann die jungen Männer, deren Reife erst mit dem Entstehen des neuen Reichs zusammenfällt und zuletzt jenes Geschlecht, welches im Lichte der Kaiserkrone aufwuchs — ich möchte sagen, die einzigen Volldeutschen. Das alles liegt schichtenweise auf oder neben einander; das Todte, noch festgehalten in festen Formen, stirbt innerlich und äußerlich ab; das Halbüberwundene steht noch äußerlich kräftig da, obwohl innen schon lange der Zerfall begonnen hat; das werdende wuchert in ungezügelter Lebensdrange; lehnt sich zuweilen an Altes um Halt zu gewinnen, bildet Mißformen, Ungeheuerlichkeiten und zeigt nur hier und dort Anfänge der Selbsterkenntniß. Aber damit ist die Vielgestaltigkeit kaum angedeutet.

Denn neben dem Gesetze, der Nothwendigkeit, waltet die Freiheit, d. h. das Unberechenbare des Individuums. Ein junger Wille kann befruchtet werden von einer uralten Idee, welche in ihm eigenartige Wirkungen hervorbringt; lang Mißachtetes kann durch den Einzelgeist Bedeutung gewinnen, herrschende Ansichten können durch ihn erschüttert, ja gestürzt werden.

Dieses „Inkommensurable“ ist an Millionen von Stellen in steter Thätigkeit und nicht des größten Menschen Geist ist im Stande auch nur ein größeres Bruchtheil dieser wirkenden Kräfte zu verfolgen und zu überschauen, deren Wirkung zu berechnen.

Das Geistesleben eines Volkes wird sich deshalb niemals durch eine mathematische Formel berechnen lassen, die sogenannte „exakte Methode“, welche die Korybanten der Naturwissenschaft als die einzig berechnete anpreisen, ist dem Geistesleben gegenüber machtlos. Nur einzelne „Ideen“ können wir in ihrem Werden und Wirken verfolgen, niemals aber den ganzen Strom der Zeit so durch unseren Geist leiten, daß uns jede einzelne Welle, jedes Atom in ihren Kraftwirkungen bewußt werden.

Berlin beginnt seine Anziehungskraft zu äußern, seit es Reichshauptstadt geworden ist. Mannigfaltige Ursachen, denen Niemand nachgehen kann, haben zusammengewirkt, um einer Anzahl von jungen Talenten

mit einander in näheren Beziehungen zu bringen. Es ist ein begreiflicher Irrthum daß sie sich als eine „Dichterschule“ ansehen und, mit der Vergangenheit liebäugelnd, als neue „Stürmer und Dränger“ betrachten, während im Grunde das einzig Gemeinsame die mehr oder minder große Jugend der Mitglieder ist. Ich werde im Folgenden versuchen die Werke dieser Schule,“ so weit sie im Jahre 1885 erschienen sind zu kennzeichnen und will mit den Lichtseiten beginnen.

Den besten Ueberblick gewährt ein starker Band:

„Moderne Dichter-Charaktere“ herausgegeben von Wilhelm Arnt. (Berlin 1885. Im Selbstverlage des Herausgebers)

Drei von den Dichtern, welche zu dieser Sammlung Beiträge gegeben haben, müssen gleich ausgeschlossen werden, weil sie dem Kreise nicht angehören: Oskar Linke, Wolfgang Kirchbach und Ernst von Wilbenbruch. Sie haben sich wohl nur durch Zufall in das Buch verirrt.

Wilhelm Arnt, (geb. 1864) hat zuerst unter dem Namen „Rosafaute“, „Lieder des Leids“ herausgegeben. (Besprochen 1883 No. 33). Seine ganze Persönlichkeit, so weit man bei seiner Jugend von einer solchen sprechen kann, beweist, daß der Pessimismus auf ihn stark eingewirkt hat. Nicht etwa der wissenschaftliche aufgebaute, denn mit philosophischen Studien hat sich Arnt sicher nie beschäftigt, sondern nur der vulgäre Pessimismus, welcher seinen Stoff aus einzelnen losgerissenen Sätzen oder Abschnitten Schopenhauers genommen hat. Verzweiflung am Weltzweck, Sehnen nach dem „Nichts“ und ungesunde Wollüstelei bilden den einzigen Inhalt seiner Gedichte. Das schließt weder aus, daß er formal seine Stimmungen wiedergeben kann, noch giebt es das Recht ihm Talent abzusprechen. Zuweilen weiß er seine Stimmungen in flüssigen Rhythmen auszusprechen; dann spricht aus ihnen wirklich echtlyrische Begabung. Es sind das meist nur kurze „Stoßseufzer“, aber gerade in dieser Kürze liegt eine gewisse Unmittelbarkeit, welche um so mehr an Senau erinnert, als auch Arnt die Empfindung dann an Naturvorgänge anschließt. Aber in den Gedichten, welche in „freien“ Rhythmen nach Goetheschem Vorbilde geschrieben sind, fehlt das Mark, sie zerfließen, weil eben das Wesen ihres Urhebers auch ein halbtotes zerflossenes, unfertiges ist. Aber auch hier zeigen oft einige Zeilen die Begabung.

Julius Hart ist unbestreitbar ein echtes Talent, wie „In der Dsternacht“, „Champagnertröpfchen“, „Auf der Fahrt nach Berlin“, „Zu Gott“ beweisen. Seine junge drängende Seele strebt aufrichtig nach innerer Einheit, er ist auch ein Gottsucher, wie so viele unserer Zeit, und giebt seiner schmerzlichen Sehnsucht in „Zu Gott“ bewegten Ausdruck; er empfindet die Unglückseligkeit des Geistes, welcher auf Pfaden der Sünde die Einheit verloren hat, und fleht („Nachtwache“):

„O wasche mit Feuerwellen
Von meinem Busen die Schuld
Ström' über mich den hellen
Glanz Deiner Gnade und Huld.“

In „Hört ihr es nicht?“ zeigt er sich von den socialen Kämpfen angeregt. Aber vor allem tritt ein Fehler hervor, welcher mit der Unfertigkeit seiner Gedanken- und Gefühlswelt zusammenhängt. Julius Hart hat noch nicht die Kunst gelernt, sich zu beschränken, das Ueberflüssige auszuscheiden; seine Lyrik ist noch zu langathmig, zu sehr mit beschreibenden Zügen überlastet. Statt ein Gefühl mit festem Griff zu packen, faßt er nach jeder auftauchenden Nebenvorstellung, ja selbst mitten in die Gluth des Empfundnen läßt er zuweilen die Reflexionen unberechtigt sich einfänden. So z. B. in „Am Morgen“. Strophe 3. 4. 9. 13. könnten einfach gestrichen werden. „Dunkle Stunden“ ist um die Hälfte zu lang. Ich gehöre nicht zu jenen, welche keine andere als die sangbare Lyrik gelten lassen. Der Gedanke, warm empfunden und geschaut, hat volles Bürgerrecht auch in der Lyrik. Aber er muß klar und bestimmt auftreten, während er bei F. Hart zu oft durch die Breite um seine Klarheit gebracht erscheint. Diese Breite zeigt sich in „Dunkle Stunden“ selbst im Maß. Es sind Zweizeiler von acht, neun, ja selbst zehn Hebungen, ohne einen feststehenden Einschnitt, ohne festen Rhythmus, auf welchen der Dichter überhaupt nur wenig Gewicht legt. Es giebt nur zwei Wege: entweder halte man fest an der antiken Messung, oder an der deutschen, aber in dieser Art kommt man zu gereimter Prosa. Auch Julius Hart liebt freie Rhythmen, aber auch bei ihm artet Freiheit noch „In der Einsamkeit“ in Zügellosigkeit aus. Wie er den Gedanken nicht schlicht erfassen kann, so auch nicht die Form. Aber trotz aller Einwände muß man zugeben, daß in den Gedichten eine reichbeanlagte Natur, deren Stärke in der Lyrik liegt, nach Gestaltung strebt.

Neben dem Gottsucher steht der Atheist, Friß Lemmermayer (geb. 1857), welcher in „Loos“ ein Gedicht von Fr. Wischer umschreibt; in „Lebensergebnis“, „Menschenopfer“ und „Wolkenbild“ der Weltverzeiher huldigt und in „Entschluß“ seiner Sehnsucht in ein Kloster zu gehen Ausdruck giebt.

Auch auf den Beiträgen Fr. Adlers (geb. 1857) liegt ein trüber, weltlicher Geist, aber Adler ist dennoch sowohl in Form wie in Inhalt reifer als Lemmermayer, er ist nicht so eingeklostert in das Ich, sondern empfindet warm mit den Armen und Leidenden („Mein Nachbar“). Sein Pessimismus erscheint mir nur als Durchgangspunkt; ein junger Dichter, welcher in „Frühlingsgebet“ schreibt:

„Laß mir die Seele frei von Leid;
 Daß mich glücklichere Lippen
 Schlüpfen sehn' der Freude Labetrunk
 Und dann ruhig zurückkehren
 Unter die Last der Arbeit,
 In den eisernen Dienst der Pflicht —“

— ein solcher hat einen männlichen Kern; er wird nicht im Weltleid zu Grunde gehen. Auch Adler berührt das Gebiet der socialen Kämpfe in dem schönen, ergreifenden Gedicht: „Nach dem Strike“.

In „Blüthenregen“ schildert er „den bunten Gruß“ der fallenden Blüthen und schließt:

„Doch was dies Blinken
 Hast Du's bedacht?
 Ein seufzend Sinken
 In Todesnacht.“

Möge er vom Leben lernen, daß die sich entwickelnde Frucht es ist, was die Blütenblätter zum Falle bringt.
 (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das alte Lied. — Ein gewisser Biletarque hatte im vorigen Jahrhundert ein Büchlein veröffentlicht, in welchem er — natürlich unparteiisch — die literarischen „Größen“ seines Landes kritisch untersuchte; die einen kamen dabei gut fort, die anderen schlecht. Unter den „Heruntergerissenen“ befand sich ein gewisser Mercier, heute ebenso wie sein gestrenger Recensent vollständig vergessen, „mause-todt“, wie die Berliner Kinder sagen würden. Mercier rächte sich, indem er seinen Rhadamanthys folgenden Seufzer sprechen ließ:

Erfolglos schreib' ich immerfort,
 Ach, wo bleibt mein Mhl auf Erden?
 Französisch kann ich kaum ein Wort —
 So will ich Kritikus denn werden!

— k.

François de Neufchâteau, ein Dramatiker des 18. Jahrhunderts, hatte eine Tragödie verbrochen: Pamela. Pamela war bekanntlich in jener Zeit ein recht beliebter Name für Romanheldinnen. Auf das verunglückte Stück erschien folgende Bosheit:

Nichts Dümmeres, muß ich gestehn,
 Als die Pamela sah das Licht.
 „Nichts Düm'm'eres? Et, man sagt das nicht,
 Wenn man — den Herrn Papa gesehn!“

— ko.

Briefkasten.

Herr N. P. in S. Bitte senden Sie. — Fr. F. in S. — Ihre Gedichte könnten ein Lamu zu einem vor Schmerz brüllenden Löwen verwandeln. — Herrn Primaner W. in R. „Sonne, Sonne; Lenz, Lenz; Herz, Schmerz; Mat, vorbei,“ Ganz meine Meinung. — Fr. G. in Schw. Sie wollen Ihre zwei Gedächtnisse „kostenfrei“ aufgenommen sehen. Wir waren so frei, davon zu kosten, und haben gesehen, daß wir diese lyrische Schüssel unseren Lesern nicht vorsetzen dürfen. Glauben Sie übrigens, daß wir uns den Abdruck der Gedichte bezahlen lassen? — Herrn Oberlehrer Dr. F. G. in H. Sie thäten sehr unrecht daran, Ihre Stellung aufzugeben, um sich der Publika zu widmen. Abgesehen davon, daß gute Stellungen selten und für einen Anfänger unerreichbar sind, frist der Beruf den Geist und die schöpferische Kraft rückwärts auf. Es ist traurig genug, wenn man gezwungen diesem langjährigselbstmord sich unterwirft; ohne Zwang es zu thun, ist Thorheit, wenn nicht Frevel.

Inhalt der No. 41.

„Das Apostelchen.“ Eine stille Geschichte von Otto von Leizner. Forts. — „Fern von der Heimath.“ Austr. Roman von A. Fortsch. Forts. — Feuilleton: Vor dem Bilde des Geliebten. Von Anna Mitschke. — Volktrale als politischer Spion. Von N. Mahrenholz. — Wo deutscher Wein im Mittelalter wuchs. Von Dr. R. Trenkhork. — Spruchartiges. Von D. v. L. — Unsere Jünglinge. I. Kritische Betrachtungen von D. v. L. — Miscellen. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1885.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½/4 vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 42.

Das Apostelchen.

Eine stille Geschichte

von

Otto von Leizner.

(Schluß.)

Das Apostelchen war zuerst vorwärts gerannt, ohne des Weges zu achten, vorüber an dem Dom, am Theater und dem herzoglichem Schlosse. Er dachte nicht und empfand auch nichts Bestimmtes und Faßbares; aus dem Gewoge von Vorstellungen tauchte nur für Augenblicke irgend etwas Erkennbares empor, jetzt das Bild Lola's, dann die Mutter und Bertha, manchmal glaubte er auch wieder das Gekirre des Glases zu vernehmen. Erst als er die neuen Anlagen erreicht hatte, begann sich das Wirrwarr ein wenig zu lichten. „Also Bertha liebt mich —“ sofort sah er vor sich die Gestalt des Mädchens, sah die strahlenden Augen und glaubte die weiche kleine Hand in der seinigen zu fühlen. Eine warme Empfindung durchzog ihn, aber zugleich besann er sich. „Ich kann sie nicht lieben,“ dachte er, aber tief im Hintergrunde des Herzens flüsterte etwas: „Du liebst sie doch! Nein, nein — das ist unmöglich, ich liebe nur Lola.“

Und er suchte nach ihrem Bilde. Seltsamerweise schob sich stets Bertha's Gestalt dazwischen, und als er sich zwang, konnte er sich die wirkliche Lola nicht, sondern nur deren Bild klar vorstellen.

„Du bist ihr untreu geworden!“ Der Schreckensgedanke durchzuckte ihn und er wehrte sich mit aller Kraft. „Das wäre niederträchtig! Ein heiliges Wort zu brechen, das vermag nur ein Schurke!“ Aber trotzdem er zuletzt sich mit Schimpfworten überhäufte, sich den gemeinsten Menschen auf der weiten Erde schalt, er konnte es nicht hindern, daß zu Zeiten immer wieder Bertha auftauchte und er die Worte zu hören glaubte, mit welchen ihm die Mutter vorgeworfen, die Neigung zu sich in dem Mädchen genährt zu haben.

Vom Dom herüber tönten zwei Schläge zu ihm; jetzt sollte er schon zu Hause sein. Bei dem Gedanken, vor die Mutter und Bertha hintreten zu sollen, bemächtigte sich seiner ein unbeschreibliches

Gemisch von kämpfenden Vorstellungen. Unfähig einen Entschluß zu fassen, ließ er sich ermattet auf eine Bank nieder und starrte vor sich auf den Boden.

Was war zu thun? Konnte er der Mutter sagen, er verzichte auf Lola? Unmöglich. Sollte er sagen, er liebe Bertha? Das arme Mädchen! Er hat ohne es zu wollen, dessen Herz gebrochen. Bei dem Gedanken ergriff ihn unsagbares Mitleid: er sah Bertha im weißen Kleide mit einer Lilie in der Hand im Sarge liegen, dann stand er weinend an ihrem Grabe und klagte sich an, ein blühendes Leben geknickt zu haben. Aber kann nicht Lola ebenso sterben, wenn er ihre Hoffnungen täuscht?

Strenge wies er eine Stimme in sich zurecht, welche etwas von Narrheit sprach, und vertiefte sich ganz in die Vorstellung, daß er jetzt das Geschick zweier Mädchenherzen zu bestimmen habe: nur eins könne er beglücken, das andere müsse er tödten!

„Was thun?“ mahnte es wieder. Da tönte vom nahen Bahnhof her ein schrilles Pfeifen an sein Ohr. Er zog die Uhr und sprang auf. „In einer halben Stunde geht der Zug nach Leipzig — ich fahre fort.“

In einigen Minuten hatte er im Eilschritt den Bahnhof erreicht und ließ sich zuerst einen Briefbogen und einen Umschlag geben. Nachdem er die Epistel unter vielen Seufzern beendet und zur Beforgung übergeben hatte, löste er eine Karte. Halb von Schmerzen und finsternen Gedanken gequält, halb froh durch diesen Gewaltstreich von der Heimkehr befreit zu sein, fuhr er nach Leipzig ab.

Frau Mathilde hatte hastig nach dem Brief gegriffen und hielt ihn jetzt unschlüssig in der Hand. Die alte Dame starrte nach demselben, ebenso Bertha, welche sich an dem Lehnstuhl der Excellenz festhielt.

Diese brach das brückende Schwitzen.

„Bewünscht sei die Stunde, wo ich in die Besper gegangen bin, dadurch habe ich sovieler Pfaster verloren, die ich verdienen wollte.“

Kaum hatte der junge Prinz diese Worte vernommen, als er den Kaufmann anrief: „Kommt hierher!“ sagte er. „Wie viel Tausend Pfaster habt Ihr verloren? Ich werde sie Euch geben!“

„Soviel Tausend als ich verdient hätte!“ antwortete der Mann.

„Gebirt mir Eure Besper und ich will Euch Tausende von Pfastern dafür geben!“

„Was habe ich von meiner Besper, ich überlasse sie Euch!“

Der Prinz gab dem Manne alsobald die Pfaster, welche er verloren hatte und setzte sehr befriedigt seinen Spaziergang fort. Der Kaufmann, welcher viel schneller ging als der Prinz, war ihm bald eine Strecke voraus. Wie der Prinz so weiter schritt, vernahm er plötzlich einen Pistolenschuß und die Kugel flog bei seinem Ohr vorüber. Als die Leute im Schlosse die Detonation hörten, liefen sie herbei um den Prinzen zu suchen. Sie fanden ihn ohnmächtig am Wege liegen.

Er erholte sich bald und als er seiner Sinne wieder mächtig war, rief er den Dienern zu: „Laufst schnell voran und seht, ob der Kaufmann (er nannte seinen Namen) sich nicht auf diesem Wege befindet. Sie gingen und fanden den Mann todt in seinem Blute. Man erfuhr, daß er eben sein 21tes Jahr vollendet hatte, also gerade das gefährliche Alter, in welchem der Prinz sterben sollte, der nun auf diese Weise dem Tode entgangen war. Als der Prinz nun erzählte, wie es ihm mit der Besper ergangen ist, feierten König und Königin ein Dankesopfer, um Gott für die Rettung ihres Sohnes aus der Gefahr die ihn bedroht hatte, zu preisen und vertheilten reichlich Almosen u. s. w.

In diesem Augenblick verließ ich sie und kam hierher.

Spruch.

Von D. v. L.

Hast Du gefehlt, so kannst Du doch auf Erden
Durch festen Willen noch ein Guter werden,
Doch schnell wird Böses sich in Dir entfalten,
Beginnst Du selbst für besser Dich zu halten.

Unsere Jüngsten.

Kritische Betrachtungen von D. v. L.

II.

Hermann Conradi (geb. 1862) ist noch gar nicht zu kennzeichnen: das brodelt und gährt durcheinander, wie in einem Herdentessel. Gute Gedanken stehen neben Unsinn, echte Empfindung ist mit unbewusster Schauspielerei verquickt; neben hochgestimmten Stellen macht sich die aufgeblasene Phrase breit. Er lechzt nach „Freiheit“; aber man weiß nicht, was er darunter versteht, er

haßt die „Lüge, die da Prunk und Kronen um leere Schädel flücht“; er preist die „That“ — aber was er so nennt, wir erfahren es nicht; er verachtet sich, weil er die „Dirne“ umarmt und nicht von ihr lassen kann, großt aber als „Titan“ Allen, welche dem Genuß und dem Golde fröhnen; er flucht, wie einst die Stolberge, den Tyrannen und Despoten und giebt seiner Theilnahme für den vierten Stand Ausdruck — („Nicht den Lebendigen“). Daß er begabt ist, zeigen nicht nur die Sprache an einigen Stellen, sondern auch einzelne Gedanken und Bilder; ganz ausgereift sind jedoch nur zwei Gedichte: „Verlassen“ und „Osterpalm“, weil in ihnen die Idee schlichter erfaßt und einfacher wiedergegeben ist; hier berauscht er sich nicht an dem eigenen Wort, wie in den andern Gedichten. Man ist noch lange nicht ein „Titan“, wenn man von „Titanenweh“, „Titanenmuth“ u. s. w. spricht, das geschwollene Wort ist noch kein großes. Ein kurzes Gedicht lautet:

„In flammender Empörung
Sprech' ich der Lüge Hohn:
Und wenn Du tausend Macken beugst
Und tausend Sklavenseelen säugst
Mit selbem Judaslohn:
Ich troge Deinen Jochen!
Ich hab' den Bann zerbrochen —
Ich hab' mich freigesprochen:
Ich bin der Freiheit Sohn!

Diese neun Zeilen sind kennzeichnend. Was nennt Conradi „Lüge“? was „Freiheit“? Das sind Alles nur Masken für ein unklares unreifes Drängen; diese Empörung ist, wenn ihr auch ein Theil sittlicher Empfindung innewohnt, künstlich übertrieben und artet oft in bloße Rhetorik aus und Schwäche borgt sich dann Worte der Kraft und selbst wirkliche Kraft überstürzt sich, weil Selbstbeherrschung fehlt.

Eine verwandte Natur, wenn auch mit stärkerem Formgefühl und etwas größerer Klarheit, ist Johannes Bohne (geb. 1862). Auch er trägt „den Donner im Munde“, auch hinter seiner Stirne „rasen die Dämonen“; und er preist den „Gott der Freiheit“ und die „That“, hegt in sich die Sehnsucht nach einer Zeit, wo die Liebe herrscht.

Reifer ist Karl Aug. Hüdinghaus, von dem die Rom.-Ztg. einige Gedichte gebracht hat. Aus „Gesicht“ und „Christus-Prometheus“ spricht die gleiche Sehnsucht nach dem Siege der Liebe, welcher man bei diesen jungen Dichtern so oft begegnet. Im letzteren Gedicht heißt es:

„So duld' ich bis die goldne Stunde kommt.
In der der Mensch erkennt das Wort, das hohe:
Nur Liebe, Liebe ist es, die uns frommt!
Bis aller Orten glüht die hell'ge Lohe,
Dann flieht der Geier, meine Kette bricht,
Es tagt auf Erden und wird Licht.“

In Hüdinghaus beginnt sich der Drang zu klären. Auch Arno Holz (geb. 1863) ist unseren Lesern nicht unbekannt; wir haben Gedichte von ihm gebracht und die Sammlung „Deutsche Weisen“, welche er mit Oskar Jerschte herausgegeben hat, im vorigen Jahre be-

sprochen. Er gehört zu den wenigen, wahrhaft sympathischen Erscheinungen unter den Jüngsten. Seine Seele ist von echtem religiösem Empfinden erwärmt, wie „Osterbitte“ beweist; er empfindet mit den Leidenden und Armen aus vollem Herzen („Ein Andres“, „Meine Nachbarschaft“). Das ist keine künstlich genährte Gluth und Wuth, sondern der Ausdruck echten Gefühls; aus seinen Worten bricht es zuweilen wie unterdrücktes Schluchzen, aber dennoch bewahrt er die Achtung vor der Form. Wohl ist noch Vieles jugendlich, aber in dieser Jugendlichkeit liegt etwas Frisches; er tobt sich nicht in Phrasenschwulst aus, schleudert keine Wortbomben der gesunden Vernunft ins Antlitz; er preist sich nicht als Messias an. Dem herzswarmen Idealismus gesellt sich als Ergänzung ein Hang zur Satire, wie in „Frühling“. Holz ist in dem Gedichte zwar nicht ganz originell, aber dennoch zeigt er auch hier eine über seine Jahre hinausgehende Klarheit. Alles in Allem: in Holz liegt der Keim zu einem bedeutenden Dichter. Möge ihn ein günstiger Stern davor bewahren, an der Klippe der Tendenz zu scheitern.

Verwandt durch die Innigkeit religiösen Gefühls und die Neigung zu Stoffen aus den sozialen Kämpfen ist der oben genannte Ferschke (geb. 1861). Von seinen Beiträgen ist „Gebet“ von nicht gewöhnlicher Schönheit.

Auf ihn folgt in der Sammlung Heinrich Hart (geb. 1855), mit dem Vorgesang einer Dichtung: „Das Lied der Menschheit“, in welchem der Verfasser in einer Reihe von Gesängen nichts weniger als „die Entwicklung der Menschheit von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart“ darstellen will. Dazu scheinen mir die Dichtungen Schacks, welche Hart in einer besonderen Schrift so hoch gepriesen hat, den Anstoß gegeben zu haben. Der Gedanke ist kühn; ich zweifle aber, ob der Dichter ihn ausführen werde. Besser er unterlasse es. Die Probe (7 Seiten) ist verfehlt. H. Hart beginnt mit dem Werden des Alls — 22 Zeilen. Es giebt nur zwei Mittel diesen Stoff zu formen. Entweder rein dichterisch, d. h. h'er symbolisch, oder auf Grundlage einer Hypothese, welche man dichterisch zu beleben trachtet. Eine Verquickung beider Standpunkte führt zur Unklarheit — wie bei Hart; und dann müssen Worte helfen. Was heißt das „Zeit ohne Werden?“ Ist denn Zeit etwas Anderes als Werden? Wie ist denn Zeit ohne Werden möglich? Wie kann denn als Kennzeichen des Zustandes von dem Beginn aller Dinge eine Unmöglichkeit dienen? Dasselbe gilt von „Kraft, die nichts erfüllt“ — das ist auch eine Antithese, welche nur „klingt“, aber weder von der Vernunft begriffen, noch von der Phantasie geschaut werden kann. Dann heißt's:

„Einst aber wie ein Blich durchfuhr's das All,
Das Meer barst auf mit dumpfem Donnerhall.“

Worte, nichts als Worte! Das All? Woher? Das ist ja noch gar nicht. Soll damit etwa der leere Raum bezeichnet sein, dann ist's dasselbe, denn Niemand kann sich leeren Raum denken, noch ihn vorstellen. Und woher kommt das Meer vor dem Land?

Nach einer Unterbrechung von 16 Zeilen, in welchen

der Dichter sich einführt und seinen Willen ausspricht, der „Urmutter Erde“ ein Lied zu singen, wird das Werden der Welt weitergeschildert, bis

„Aussprießt der Blüten Schönste, Gottgenährt,
Zum Menschen wird der Erde Staub verklärt,
Verklärt zum Willen wird was dunkel ringt —
Zur Sprache wird was stammelnd klingt und singt —“

Sehr schön, aber . . . woher auf einmal Gott, nachdem alles Andre als stoffliche Bewegung geschildert ist? Und war Wille nicht schon früher da?

Darauf spricht wieder der Dichter von sich, und schildert eine Erscheinung, deren Bedeutung mir unfaßlich ist, und sieht dann an sich die Weltgeschichte vorübergleiten von Urzeiten bis zur Gegenwart: in 26 Zeilen. Nichts greifbar, etwas Völkerwanderung, ein wenig Christus, etwas Kreuzzüge, ein wenig Hinrichtung von Königen; dann ganz unvermittelt Franklin, Eisenbahnen, Hochzeitsjubiläum und Brudermord. Der Dichter klagt in schöner edler Sprache über die Wandelbarkeit, da taucht wieder eine Gestalt auf — ich weiß nicht, ob es dieselbe sein soll, wie die erste — und spricht zu ihm, (auch dieser Theil ist schön) über die Werthlosigkeit des Einzelnen und über den Werth des Ganzen. Dieses Schemen ist

„Der Menschheit Seele — Hasver.“

Der folgende Theil enthält eine Art Betrachtung des Dichters, ob er so unendlichen Stoff zu besingen fähig, und würdig sei, sich Homer, Dante, Eschenbach, Milton, Klopstock anzuschließen. Dann wendet er sich flehend zur „Gotteskraft die Niemand nennen kann“ und welche Alles ist. In der Bilderjagd nennt er sie sogar das „Blut der Poren“. Die Poren haben feins.

Zuletzt wendet er sich in warmen begeisterten Worten an das deutsche Volk, welchem er sein Lied weihet. Damit endet der Vorgesang. Es ist gewiß schön, wenn ein junger Dichter seine Seele großen Stoffen begeistert zuwendet, schöner noch heute. Aber an diesem Stoffe wird Hart scheitern. Seine Individualität ist reich, aber unfertig, d. h. hier: Geistes- und Gefühlswelt sind noch nicht Eins, und er besitzt auch noch kein festes Formprinzip. Neben frischem Empfinden steht kalte Reflexion, welche er umsonst durch klangvolle Worte zu decken versucht; sein Verstand ist größer noch als seine bildende Kraft, das Philosophische in seinem Wesen ist noch stärker als die innere Sehkraft. Darum wirrt Realismus und Symbol durcheinander, darum sind seine Bilder oft von dem Verstande erdacht, ähnlich wie bei Viktor Hugo, während ihm in den Augenblicken der Begeisterung die klare Besonnenheit abhanden kommt. Falls das „Lied der Menschheit“ dennoch als künstlerisch einheitliches Epos fertig werden sollte, werde ich gern meinen Irrthum eingestehen, aber ich fürchte, es wird unnötig sein.

Aus den folgenden Gedichten H. Harts spricht neben allzu starkem Selbstgefühl ein reiner Idealismus; („An das 20. Jahrhundert“) besonders hebe ich hervor vier Zeilen aus „Gespräch mit dem Tode“:

„Doch jetzt erkenn' ich klar und tief,
Ich bleibe krank und wenn ich ewig schließ.“

Gesunden muß ich von des Jähthums Noth
Zum Leben zu gesunden durch den Tod."

Die Zeilen sind hart, aber der Gedanke richtig. Ich wünschte, daß der Dichter vom Ich gesunde, denn das hieße zugleich erkennen, daß der Mensch nicht, wie Hart in „Gott“ behauptet, selbst Gott ist, wenn Gott in ihm wirkt. Himmelsstürmer zu sein, mag den Jüngling kleiden, welchem man Ueberschwang verzeiht, der werdende Mann aber möge streben, die Grenzen der Kraft zu erkennen und sich auszuleben in ihnen. Dann kann er stark werden, während er niemals kleiner ist, als wenn er im Ueberstolze selber den Gott spielen will.

Die folgenden Dichter: Otto Hansen, Erich Hartleben und Alfr. Hügenberg lassen sich nach den wenigen Beiträgen nicht beurtheilen; man sieht nur, daß sie mehr oder minder Kinder des Jahrhunderts sind, zweifelsüchtig und etwas pessimistisch. Georg Bradnauer aber will ich mir ganz für die „Schattenseite“ meiner Betrachtungen aufsparen, Henckell und Bleibtreu sollen gelegentlich ihrer eigenen Sammlungen gekennzeichnet werden.

Karl Henckell (geb. 1864) hat 1885 (bei Bruns in Minden in W.) eine Sammlung herausgegeben unter dem Titel „Poetisches Skizzenbuch.“ Einige der Gedichte, darunter die besten („Gebet“, „Genius“ u. a.) sind in unserem Blatte erschienen. Der junge Dichter ist unzweifelhaft begabt, aber als Poet und Mensch eben noch keine einheitliche Individualität, obwohl er besonnener ist, als etwa Conrad. Er weiß seine Poesie noch nicht vor der Mächtigkeit zu wahren, weiß sich nicht zu beschränken, so daß oft viel zu viel Worte gebraucht werden und zuweilen der Gedanke sich in nichts auflöst. („Du bist so lieb“ „Warnung“) „Die blaue Blume“ beginnt hübsch und geht in eine Banalität aus. Nicht selten wird er geschmacklos z. B. in „An mich“ (S. 44).

„Und diese Dirnen? Gott, Du kannst mir leid thun,
Zu singen von verfaultem Menschenfleisch —
Ich bitte Dich, wann willst Du denn geschmidt thun?“

Das ist weder geistreich, noch fein. Ebenso „Mutter-seelenallein“, wo in acht Zeilen Geschmacklosigkeit und Mächtigkeit für achtzig enthalten sind. Selbst an Flachheiten fehlt es nicht; das „Motto“ (S. 132) z. B. giebt den abgebrauchten Gedanken, daß man in der Jugend genießen solle, in flachster Weise wieder. Wie dem Stoff gegenüber oft die Selbstkritik ganz fehlt, so auch in Bezug auf die Form. Sehr oft nimmt er auf einen festen Rhythmus gar keine Rücksicht und quirlt die Maße durcheinander; es kommt ihm nicht darauf an in einem Gedichte (S. 80), wo Daktylen überwiegen, vier Rängen nacheinander zu bringen (und frohlockt frohmüthig); in einer Strophe von vier Zeilen reimt er einmal die erste und dritte, in der nächsten nicht (S. 109); er reimt ruhig „rastet“ mit kurzem a, auf „glasket“ mit langem. Die verletzenden Härten läßt er stehen: „Wer nie am Pflug sich ruht“ (142). Zuweilen verachtet er selbst die Sprachlehre wie S. 40:

„Du bald müd' all Weß und Qual
Deine Kinder mein Ideal.“

Abgesehen davon, daß diese Zeilen nichts sagen, wie

kann man müde mit dem vierten Fall verbinden? S. 6. verwechselt er „ahnden“ mit „ahnen“. Besonders verlegend wirkt die Vernachlässigung der Form in den „Distichen“ (175 ff.) Da lautet die zweite Hälfte eines Pentameters: „Die so salongemäß schwärmt“, also „longemäß“ sind ein Daktylus! Solche Ungeheuer giebt es eine Menge. Wer antike Maße verwendet, muß sich dem Gesetze antiker Lautwerthung fügen. Die Form gehört auch zur Kunst, und ihre Mißachtung führt zuletzt zur künstlerischen Gewissenlosigkeit.

Ich hätte mich sicher nicht mit allen diesen Nachweisen geplagt, wenn Henckell nicht ein wahrhaft begabter Dichter wäre. Wenn er der „gebietenden Stunde“ gehorcht, dann kommt das Beste seines Wesens zu Tage, außer in den schon Eingang genannten Gedichten in „Ausfahrt“, „Heimat“, „Lied vom Arbeiter“, „Meiner Sinne Fluthen“, „So laß das Klagen“. Hier jubelt und klagt ein junges Menschenherz, aufrichtigen Gefühls voll; hier ist zugleich der Künstler lebendig, welcher die Form achtet und in der Sprache einen selbstständigen Zug offenbart. Ebenso schön sind einzelne seiner Beiträge in den „Modernen Dichtercharakteren“, wie das von warmer Vaterlandsliebe durchströmte „Der Vater werth.“ Eins vor Allem wünsche ich dem jungen Dichter: Geschmack und Strenge gegen sich selbst. Er hat die Ahnung in sich, daß die Dichtung ein priesterlicher Beruf sei und ringt danach, eine reichere Gedankenwelt zu gestalten; das aber fordert Selbstzucht. Natürlich erscheint eine solche Forderung den jungen Himmelsstürmern kleinlich und sie zucken die Achseln darüber; aber doch liegt darin allein die Gewähr der Vollendung. Das Talent sei nicht ein Sturm, welcher zwecklos mit riesigen Wolken spielt, sondern die Kraft, welche aus edlem Stoff bleibende Gestalten schafft.

Karl Bleibtreu hat Gedichte unter dem Titel: „Lyrisches Tagebuch“ herausgegeben. (1885, Berlin. Steinig u. Fischer.) Daß er ein Schriftsteller von reichen Anlagen sei, ist in diesen Blättern mehrmals ausgesprochen worden. Zwei Eigenschaften kennzeichnen die bisher erschienenen Arbeiten: eine ungewöhnliche Begabung für echt epische Schilderungen, besonders in der Darstellung bewegter Massen, und dann ein ausgesprochener Hang zum Gedankenhaften. Bleibtreu hat einen leidenschaftlichen Kopf, kein leidenschaftliches Herz. Seine Gluth lodert im Gehirn; wie wild er sich geberdet, es ist nicht der Drang eines feurigen Gemüths, welches unbefangen, ich möchte sagen mit Kinderfönn, sich dem Gefühle hingiebt, sondern der Drang eines rastlos arbeitenden Denkens, welches sich von der Einbildungskraft beflügeln läßt. Was Heyse in einem Stachelreim von Sebber sagt, paßt auch auf diesen jungen Dichter:

„Er hat eine Phantastie
Die unterm Eise brütet.“

Er besitzt — man mißverstehe mich nicht — für einen Lyriker zu viel Geist; er empfindet nicht unmittelbar, sondern denkt über Empfindungen. Er hat viel gelesen, besonders Byron und Shelley, er hat, wie es scheint ohne klaren Plan auch sonst manches gelernt, aber die

Kunst, seine Bildung zu vergessen, versteht er nicht. Die Sammlung enthält auch Liebeslieder. Solche sind stets kennzeichnend dafür, ob ein Dichter schlicht zu fühlen vermag. Aber fast alle zeigen uns die Uebermacht des Verstandes. Eines lautet:

„Im Anfang war das Chaos, da liebte ich Dich nicht,
Doch seit ich Dich erkannte; da ward es plötzlich Licht.
Im Anfang war die Liebe, sie wartete in mir —
Das Wort ist Fleisch geworden und offenbart in Dir.“

Gewiß sehr fein, aber doch nur Kopfarbeit. S. 106 vergleicht er das in ihm auftauchende Bild der Geliebten mit einem Dampfer, welcher über die stillen Wogen gleitet. S. 107 sagt er:

„Die Thränen Echos wurden Löne,
So wäscht auch Deiner Löne Fluth
Wie Thränen mir aus meiner Seele
Der Leidenschaftern Schmutz und Bluth.“

Und so tritt fast in allen diesen Gedichten die kühle Thätigkeit des Verstandes hervor. Aber diesem Verstande fehlt es zuweilen doch an Schärfe, wie in den oben angeführten Zeilen. Die zwei Hälften des Vergleiches passen nicht zusammen, das „So“ in der zweiten Zeile ist unlogisch, kurz der Gedanke ist nicht plastisch gesehen. S. 115 sagt der Dichter zu seiner Geliebten:

„Wie vor dem Scheiterhaufen
Der Jüdin nicht graut,
So stürze in meine Arme
Du flammende Dichterbraut.“

Hier ist's ähnlich. Was zuerst flammt ist der Scheiterhaufen. Demgemäß müßten im zweiten Theile, wäre der Vergleich plastisch geschaut, die Arme flammend sein, nicht aber die Braut. Er kann sich mit Bildern und Vergleichen nicht genug thun; eins jagt das andere, und keins wird klar und bestimmt entwickelt. Darin ist Bleibtreu ein Morgenländer. Aber leider bläst immer wieder der Hauch eisiger Reflexion mitten in den Schwung hinein. In „Feueranbeter“ (S. 29) lauten zwei Zeilen:

„Doch steht dem Seidenen, je heller, je trüber,
Das Nichtseinsollende frech gegenüber.“

In „Worms die Siegfriedsstadt“ (S. 30) kommen folgende Stellen vor:

„Stets wähnt das Chaos, Urchlamm, der stagnirt,
Es sei die wahre Ordnung.“

„So freilich muß man stören und zerstören
Die stumpfe thierische Indifferenz.“

„Und doch, trotz alledem und alledem
Ist's besser stets, das Weltliche zu opfern,
Zu Gunsten der Idee, als umgekehrt“

Und in „Heliand“ (S. 32):

„Das Neuhochdeutsche nun erwuchs
Grad aus dem Sächsischen auf's Neu.“

Wer solche nüchterne Stellen drucken lassen kann, der ist kein Lyriker und auch kein Vollblutdichter; der sieht die Welt nicht durch das Mittel der Phantase, sondern mit dem Verstande. Selbst in Gedichten, deren Form gereifter ist, herrscht dieser vor („Schutzengel“ und „Bei der Heye von Endor“ in „Mlob. Dichtercharakteren“).

Kennzeichnend ist's, daß Bleibtreu mit Vorliebe sich der orientalisirten verbrämten Lehrdichtung zuwendet („Orientalisches Intermezzo“, „Weisheit des Orients“). Hier überrascht mancher geistvolle Gedanke, aber zugleich wird offenbar, daß Bleibtreu als Dichter viel mehr Nachahmer ist, als er vorläufig selbst zugeben wird. Er läßt sich von Allem anregen, was ihm nahe tritt; wie er nach seinen Naturwahrnehmungen zu urtheilen, ein „Weltbummler“ ist, so liebt er auch auf geistlichem Gebiete das Umherschweifen und nimmt mehr in sich auf, als er bis jetzt noch verarbeiten kann. Er geht dabei manchmal etwas unbekümmert vor: in „Hunger und die Liebe“ (S. 42) hat er z. B. eine Scene aus Montegazza's „Physiologie der Liebe“ einfach in Reime gebracht; in der „Sphinx“ ließ er sich durch ein Bild von Genz anregen; dann wieder bildet die Poesie der Bibel den Ausgangspunkt („Davids Psalmen“).

Einzelne Schönheiten, kühne, wenn auch meist seltsame Bilder, gute Gedanken finden sich vielfach, aber Einheitlichkeit tritt uns nur in einzelnen Naturbildern und in einzelnen historischen Stimmungsgedichten entgegen. Meiner Ansicht nach liegt in Bleibtreu das Zeug zu einem bedeutenden Prosaschriftsteller; ein Lyriker „von Gottes Gnaden“ ist er aber nicht und wird es wohl kaum werden. Jedenfalls stehen seine Prosaarbeiten weit über dem „Lyrischen Tagebuch“, denn in ihnen spricht der Ansatz zu einer selbstständigen Persönlichkeit sich aus, was hier nicht der Fall ist.

Betrachtet man die ganze Gruppe dieser jungen Dichter nach der Seite ihrer Vorzüge, so zeigt sich folgendes Ergebnis.

Der nationale Gedanke tritt kräftig hervor, ohne zur Verachtung des Fremden auszuarten; wie die unbestimmte Sehnsucht im Reiche Fleisch geworden ist, so hat sie auch in der Dichtung mehr Mark gewonnen. Der flachgewordene Kosmopolitismus, diese geschichtsmidrige Strömung, ist fast ganz überwunden. Die socialistische Bewegung wirkt nach zwei Seiten hin: sie nährt den Pessimismus gegenüber dem Staat, und damit ein unklares Freiheitsstreben, daneben aber zugleich die Liebe zum Staate. Das Mitgefühl steht auf Seite der Proletarier und zugleich neigt es sich jenen Männern zu, welche von oben her die Besserung der Verhältnisse anstreben. Es sind das Gegensätze, aber die Jugend ist stets unreif und darum von Widersprüchen nicht frei, welche sich indessen im Gefühl vereinigen lassen.

Der süß und matt gewordene Mai- und Liebesgesang ist zurückgedrängt und die Jüngsten wenden sich größeren, würdigeren Stoffen zu. Ueberwunden erscheint die Gleichgültigkeit dem Religiösen gegenüber. Die Sehnsucht, der materialistischen Verneinung sich zu entringen, gewinnt an Bestimmtheit; hier und dort bricht das „Unseligkeitsgefühl der Creatur“ ergreifend hervor; anderswo herrschen pantheistische Anschauungen; mögen sie auch unklar, mehr dichterisch als religiös sein, so beweisen sie doch die Anerkennung einer geistigen Grundmacht. Wieder bei Andern hat sich der Gottgedanke von dieser Zerflossenheit frei gehalten und wird mit inniger

Kraft, und in dichterischer Wärme ausgesprochen. Damit hängt zusammen das Erwachen ethischer Ideale, welches zugleich seine zweite Wurzel in den Zuständen der Zeit hat. Das nur „Aesthetische“, was die allmählig erschaffende Triebfeder der Literatur für die „Gesellschaft“ gebildet hat; die kühle Selbstgenügsamkeit des abstrakten Künstlerthums, erscheint durchbrochen; die süßliche Romantik ist ganz bei Seite geworfen oder wird verspottet, während der echt historische Sinn zunimmt.

Dies mit den Hauptumrissen gezeichnete Bild beweist, daß die Gährung der Gemüther und Geister eine nicht unberechtigte ist und gute Reime enthält. Ich will mich nun der Schattenseite zuwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

Es dauert lange Zeit, ehe der Mensch das innere Gleichgewicht findet. Immer wieder kommen Augenblicke, wo eine wilde Sehnsucht nach allem Erdenklichen uns sturmgleich ergreift, wo uns das Leben schaal, alles Erreichte werthlos erscheint und wir in die Welt hinausrennen möchten, das „Glück“ zu suchen. Aber diese Rückfälle in die Jugendstimmungen werden um so schwächer, je mehr man seine Vernunft bildet und mit ihr einen gewissen Humor, welcher lächelnd diese Bodsprünge der Phantasie betrachtet.

Die Selbstbeobachtung lehrt uns sittliche Bescheidenheit. Es giebt wohl einzelne Menschen von so wahrhaft himmlischer Reinheit, daß sie auch nicht in Gedanken sündigen. Aber wir Andern können uns unendlich oft auf schlechten Regungen, und auch auf Thaten ertappen; welche wir vor dem unbestechlichen Richter in uns nicht rechtfertigen können. Sehr häufig besteht unsre Tugend nur im Mangel an Gelegenheit zum Gegentheil. Aber auch Anlaß zum Lächeln, ja Lachen bietet uns diese innere Selbstschau. Es ist merkwürdig, wie viel Geist man oft verschwendet, um sich selbst hinter das Licht zu führen. Wir waren eitel und erklären uns wunderhübsch, es sei berechtigte Selbstschätzung gewesen; wir empfanden Neid, und reden uns mit ciceronianischer Beredsamkeit ein, unser Gerechtigkeitsgefühl habe sich geregt; wir sind verlegend gewesen, und halten es für männliche Offenheit. Man könnte Bände mit solchen Anführungen füllen. Wer sich „erziehen“ will, darf dieses Talent nicht ausbilden, sondern muß sich die Wahrheit sagen, am besten lächelnd, mit etwas Selbstironie, hinter welcher sich der Ernst versteckt. Wird man aber zuweilen grob, so schadet das auch nichts, denn sich selbst gegenüber darf man sich so etwas schon erlauben.

Die unausgeglichtesten Menschen sind mir die „Geistreichen“. Haben sie eine kluge Bemerkung gemacht, so lassen sie die Blicke wandern, um die beifälligen Mienen „einzusammeln“; machen sie einen Witz, so nickten sie

sich selber im Geiste zufrieden zu; und spricht ein Anderer, so fühlen sie sich beleidigt. Komisch ist's, wenn mehrere solcher Geister zusammentreffen: dann antwortet eigentlich nie einer dem andern, sondern sie halten nur bedeutsame Selbstgespräche und jeder hält die andern für anmaßend.

Auch das Schweigen kann beredt sein. Manche Menschen haben eine Art zuzuhören, welche uns den Geist beflügelt und das Herz öffnet. Ein Blick, eine Bewegung, ein flüchtiges Lächeln verräth uns volles Verständniß und lockt Gedanken aus uns hervor, deren wir uns nicht bewußt waren. Andere aber schweigen wie ein Eisberg, so daß uns Herz und Hirn einfrieren und wir mit einem seelischen Schnupfen davongehen.

Der echte Herzenstakt ist nichts Anderes wie die Liebe im Alltagsverkehr. Er nimmt an Allem warmen Antheil, an Leiden und Freuden der Andern, er weiß, ohne zu denken, welcher Ton ihnen wohlthun werde, was er zu sagen, was zu verschweigen hat. Dazu gehört auch Selbstlosigkeit. Der Selbstling, sei er noch so „formvoll“ wird diesen Herzenstakt nie gewinnen. Die größten Genies desselben sind herzensadelige Frauen; wir Männer sind darin bestenfalls „nachempfindende Talente“.

Briefkasten.

Herrn C. F. in Gr. A. Deutschtum ist noch nicht Besessener. Das Gedicht macht Ihrem deutschen Gefühl Ehre, aber nur diesem. Sie sind kein Dichter. — Herrn: A. B. in B.; Gymnas. D. S.-g in Br.; stud. jur. A in L.; Damen: „Pfingstrose“; A. B. in H.; A. v. St.-z in B.: Unbrauchbar. — B. J. London E. C. Ihre Sendung ist nicht tadellos, aber ich glaube, daß Sie bei einiger Übung im Stande sein werden, Sachen zu schreiben, welche verwendbar sind. „Vergißmeinnicht“ ist zu dürftig, „Speisung im Freten“ auch nicht inhaltsreich genug. Suchen Sie etwas mehr umfassende Stoffe und suchen Sie dieselben feiner auszuführen. Uebrigens: wozu verstellen Sie Ihren Namen? — Herrn C. M. in Goldberg. Vorläufig bemühen Sie sich umsonst, eine Anstellung zu erhalten; wir raten Ihnen den Plan fallen zu lassen. — Herrn A. R. W. in Altenburg. Meiner Ansicht nach hat der Dichter der Gestalt keine besondere Bedeutung beilegen wollen; sie ist eine rein poetische Schöpfung, welche eben als solche die Phantasie des Lesers mehr beschäftigt, als wenn sie mit realistischer Bestimmtheit gezeichnet wäre.

Für den armen Tischler

sind bis zum 3. Juli eingegangen: H. Hinte, Arnstadt 5 Mt. — Anonym, Dessau 3 Mt. — N. N. Magdeburg 5 Mt. — Fr. v. M. Carlsdorf 3 Mt. — Anonym, Heidelberg 5 Mt. — Fr. J. F. Wiesbaden 3 Mt. — C. M. W. Postst. unleserlich 1 Mt. — H. E. in L. 1 Mt. — Summa: 26 Mt. Ich bitte herzlich noch um weitere Gaben, denn die Noth ist groß. Lichterselde b. Berlin. v. Fejner.

Inhalt der No. 42.

„Das Apostelchen.“ Eine stille Geschichte von Otto von Fejner. Schluß. — „Fern von der Heimat.“ Austr. Roman von Alfred Fortsch. Fortl. — Feuilleton: Kata Morgana des Lebens. Von Paul Bloch. — Neugriechische Volksmärchen. Von G. R. — Spruch. Von D. v. L. — Unsere Königen. Kritische Betrachtungen von D. v. L. II. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1885.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 N. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 43.

Verkauf.

Historischer Roman

von

A. Norden.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

„Schließ' die Läden Margreth, daß die kalte Nachtlust nit so herein kommt,“ rief die ehrsame Gattin des landgräflichen Schwertfegers zu Kassel, Herrn Heinrich Schade, Frau Kathrin. Keine Antwort erfolgte.

„Wo bleibt nur das Mädchen,“ sprach die Frau kopfschüttelnd vor sich hin, „ist so jaumselig worden seit einiger Zeit, das dumme Ding, hat wohl gar verliebte Gedanken im Kopf! Dann ist's Zeit, daß endlich mal Ernst gemacht wird.“

Durch die geöffnete Thür schob sich die ganze korpulente Gestalt der Frau Kathrin heraus auf den großen Hausflur mit der breiten Stiege, in dem schon die Dämmerung des schwindenden Tages herrschte.

„Margreth, Margreth!“ rief sie mit etwas schriller Stimme, „hörst nit?“ Sie lauschte eine Weile nach dem oberen Stockwerk hin.

„Margreth, bist' nit da, wo steckst Du denn?“ rief sie wieder.

„Ich komm' schon Frau Mutter,“ antwortete eine helle frisch klingende Mädchenstimme und die Treppe herab liefen eilige Füße, die schnell die schiefen ausgetretenen Stufen heruntersprangen.

Das junge Mädchen, das jetzt auf der Diele erschien, folgte der Mutter in die Wohnstube hinein, wo bereits auf dem großen eichenen Tisch die Lampe brannte, nach unseren jetzigen Begriffen allerdings trübe genug, denn es war um das Jahr 1776 und da kannte man weder Gas noch elektrische Beleuchtung. Ja in jedem ehrsamem Bürgerhause wurden eigentlich nur selbstgezogene Talglühte gebrannt und eine Dellampe war ein großer Luxus.

Aber der reiche Schwertfeger, Herr Heinrich Schade konnte sich solchen Luxus wohl erlauben,

kaufen doch Serenissimus der Herr Landgraf alle Waffen und Schwerter von ihm, die an Güte und Biegsamkeit den berühmten Solinger Klingen ganz gleich sein sollten.

Es war ein trauliches Wohngemach, in dem sich jetzt die beiden Frauen befanden, in der Ecke der große Kachelofen strömte behagliche Wärme aus, denn es war im Anfang des März und wenn die Frühlingssonne auch dann und wann den Leuten schon ein freundlich Gesicht macht, es ist eine trügerische Freundlichkeit, sie hängt den Mantel nach dem Winde, und verbirgt sich vor Boreas und seinen Genossen, die weiblich vom Habichtswald herabblasen.

„Versucht Ihr's allein mit den unverschämten Gesellen, mir paßt der wilde Tanz nicht,“ jagt die stolze Dame zu den Menschenkindern, hüllt sich in dicke Gewänder und klappt ihr Wolfenfenster zu.

Da müssen denn die armen Menschen sehen, wie sie fertig werden und in ihrer Noth klüchten sie sich an den warmen Ofen, der ihnen ein treuer Freund ist.

So saß denn auch auf der Ofenbank Frau Kathrin hinter dem schnurrenden Spinnrad, ihre Hände drehten fleißig den Faden, aber die Neugier, die in dem vollwangigen Gesicht schier verschwand, folgten jeder Bewegung ihres zierlichen Kindes, wie es sich hierhin und dorthin begab, nachdem es die Fenster mit den dichten Holzläden verschleiert und nun damit beschäftigt war, den Tisch für die Abendmahlzeit zu decken.

Es war auch ein anmuthiger Anblick, dies frische junge Mädchen zu sehen, nicht bloß für das stolze Mutterauge, sondern auch für jeden Andern, der sich an Frohsinn und Jugendfrische labt.

Das kurze bunte Zickkleid zeigte vortheilhaft die zierliche und doch volle Gestalt, die Schultern waren mit einem blendend weißen Busentuch verhüllt und am Halse glänzte gar ein Goldkreuz am schwarzen Sammetbande, ein großer Luxus am Wochentag für ein einfaches Bürgerkind.

VI.

Mit erhobnen Blicken
Sonnenwärts gestiegen!
Hinter Deinem Rücken
Wird Dein Schatten liegen.

Unsere Jüngsten.

Eine kritische Betrachtung von D. v. L.

III.

Worin sind nun die Irrthümer und das Gefährliche dieser Bewegung zu suchen? Ich will es im Folgenden mit möglichster Sachlichkeit darlegen. Sollten manche Stellen und Ausdrücke scharf klingen, so vergesse man nicht, daß stumpfe Wahrheiten in solchen Fällen gar keine sind.

Zuerst macht sich bei Vielen ein Zug zur unbedachten oder nur halb bewußten Schauspielerei geltend. Das gilt vornehmlich von der Behandlung des Elends der unteren Stände. Henschell sagt in seinem Skizzenbuch (S. 69):

„O Dual, der Knechte Leid zu singen,
Dem, der nicht Sohn des Elends ist.“

Es ist zugegeben worden, daß in diesem Mitgefühl für das Elend der Arbeiter ein Theil Wahrheit liege; besonders bei Holz habe ich's hervorgehoben. Aber sehr oft ist das „Elend“ für unsere Jüngsten „Stoff“ und zwar erdächter und nicht erlebter. Ich wage es zu behaupten: keiner von diesen „Reformatoren“ hat dem wahren echten Elend jemals in das Auge gesehen; keiner von ihnen hat es an sich erfahren, was es heißt Tagelang zu hungern, keiner von ihnen hat jemals mit den Proletariern — sei es nun aus Absicht oder aus Zwang — gelebt. Vielleicht hat einer von ihnen trotz seiner Jugend zu kämpfen gehabt, aber das wirkliche Leben der „Armen und Elenden“ ist ihnen allen unbekannt. Darum kommen ihre Schilderungen über den Kreis herkömmlicher Hungergestalten nicht heraus. Hier ist's ein armer Schuster, welcher noch Nachts arbeitet, dort eine Mutter, welche die von einem „Manteljuden“ verführte Tochter beklagt, dort eine Nähterin, welche aus Noth Dirne wird u. s. w. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn man auch sie benützt, aber das ist nicht hinreichend, ein Bild der Wirklichkeit zu geben, es sind „konventionelle“ Gestalten, welche nur ihren Schöpfern neu erscheinen, weil sie eben zum ersten Mal in deren Phantasie eingetreten sind. Und weil diese „Stoffe“ eben mehr der Phantasie, als dem vom Leben erregten Gefühl entstammen, so fehlt ihnen trotz aller realistischen Züge der Stempel ergreifender Wahrheit. Wie die Lyriker Anfangs des Jahrhunderts mit verschwundenen Seelenstimmungen, später mit Weltschmerz „kokettirt“ haben, so liebäugeln die Jüngsten zuweilen — nicht immer — mit dem Elend der Massen. Daß aber dabei die echt dichterische Stimmung, bei welcher Geist, Herz und Phantasie als eine Kraft in innigster Verbindung

thätig sind, oft fehlt, beweist die Poesielosigkeit mancher dieser Gedichte. Thomas Hood in England, Bachaumbaudie und einzelne Vertreter der Arbeiterdichtung in Frankreich, Freiligrath, Beck, Gottschall, Jordan u. A. bei uns haben auch solche Stoffe behandelt, aber sie sind dabei doch wenigstens meistens Dichter geblieben, während z. B. Henschell in „Streichholzverkäufer“, „Engelmacherin“ und „Mantelnäherin“ (Siehe Berliner bunte Mappe 1885. Ramlah) aufhört es zu sein. Aber darin sieht man zugleich, daß diese Stoffe gesucht sind oder höchstens nur das beobachtet wird, was sich auf der Oberfläche zeigt.

Andererseits entsteht aus jugendlicher Unreife der Bombast wie bei Conradi sehr oft. Er selbst gesellt sich („Nicht den Lebendigen“) zu den „Hungernenden“.

„Da tret' ich hin und singe meine Lieder,

Ja! Lieder, die ich nicht erkänfelt und erdacht.“ —

Er irrt sich, denn er weiß nicht, wie viel „Kunst“ in seiner „Empörung gegen Despoten“ steckt.

Er schreibt:

„Get! Wilde Götterlust,
Auf dürrem Hatdepsud
Dahinzufliegen!
Es dampft das Noß —“

Vor Gericht möchte ich fast beschwören, daß diese „wilde Götterlust“ nur Phantasie sei, wie seine „Empörung“, wie der „That gewuchtge Donnerschläge“, von denen er spricht, wie die „Titanenqual“, wie die Entzückungen der Wollust. Er will nicht betrügen, er betrügt nur sich selbst; ohne es zu wissen, spielt er sich und der Welt eine ungeheuerliche Tragikomödie vor, ist wahr und lügenhaft in Einem.

Ein ähnlicher Zug der Schauspielerei liegt in Arent. Da er die „Modernen Dichtercharaktere“ und seine eigenen Gedichte in „Kommission“ hat erscheinen lassen, und zwar in schöner Ausstattung, so muß er vermögend sein. Darin wie in seiner Jugend liegt nun ein zuweilen komischer Gegensatz zu der Begeisterung für das „Nichts“, zu dem „Jammer des Daseins“, zu den „Leiden ohne Ende“. Man glaubt es nicht recht. Ebenso schauspielermäßig ist's, daß er jeden Augenblick unter anderem Namen auftritt: Arent, Kosakante, Eugen Dusterhof; wahrscheinlich versteckt er sich auch hinter M. Harald und Theo Webdepol. Es ist geradezu komisch, wenn er als Herr Dusterhof zu einem Gedichte von W. Arent die Bemerkung macht: „Verschiedene Beiträge des Autors gingen leider auf dem Wege zur Druckerei verloren“ und ein andermal, wieder hinter der Maske des Herrn Dusterhof, den Lesern mittheilt, daß Wilh. Arent für alle Zeit der poetischen Produktion entsagt habe („Bunte Mappe“ S. 109). Was soll dieses Possenspiel?

Ebenso possenhast ist, daß verschiedene der Jüngsten sich gegenseitig die Vorreden zu ihren Veröffentlichungen schreiben. Conradi schreibt ein Vorwort zu Wilhelm Arents „Aus tiefster Seele“ und zu dem „Mod. Dichterchar.“; H. Hart zu Henschells „Skizzenbuch“ und Henschell auch zu den „Mod. Dichterchar.“ — und einer besorgt den

andern die Unsterblichkeit. Dieselben, welche sonst gegen die kritischen Vetterchaften auftreten, haben selbst eine solche „gegründet“ und werfen sich die Wehrauchsfässer an den Kopf. Als der junge Viktor Hugo in den Vorreden zu den „Orientales“ die Grundsätze einer neuen Dichtung entwickelte, versuchte er wenigstens seine Gedanken in geordneter Art vorzutragen, hier aber wird zumeist „georakelt“. Besonders Conradi leistet in diesem Ton Großes. Und auch hier tritt der schauspielerhafte Zug hervor: alles ist „gemacht“, der Verfasser setzt sich, als wolle er sich photographiren lassen für das kommende Jahrhundert. Winternacht. Die Lampe brennt schon trübe; Conradi sitzt in der „Bohémien-Mansarde“ am Schreibtisch und im Halbkreise liegen „die Lieblinge seiner Seele“, die Werke von „Goethe, Kleist, Byron, Viktor Hugo, Carducci, Swinburn, Musset, Shakespeare, Dramor“. Sie alle haben zwar auf dem riesenhaftesten Schreibtisch nicht Platz, ich bin sogar fest überzeugt, daß C. von den meisten nur wenigstens kennt, aber die „Sache macht sich gut“ — sehr kindlichen Seelen gegenüber. In dieser Umgebung hat er die Gedichte seines „Freundes Arent“ die ganze Nacht gelesen und schreibt nun im Frühroth die Vorrede. Die Gestalt desselben steigt vor ihm auf:

„und ich reiche ihm über Byron, dem subjektivsten aller Poeten, die Hand, nicke ihm zu und — er versteht mich.“

Dann kommt die Verhimmlung des Freundes und zuletzt wieder eine „Pose“. Der Schreiber tritt ans Fenster mit brennenden Augen und öffnet es:

„und (ich) sauge voll Inbrunst den frischen Athem des jungen Tages in meinen schwachen entkräfteten Leib.“ Auch darin liegt Koketterie.

Aber noch mehr Bombast spricht aus der Einleitung zu den „Modernen Dichtercharakteren“, welche Conradi „Unser Credo“ getauft hat. Es ist ein „Prospekt“, welcher zur Gründung der „neuen Lyrik“ auffordert, nach dem Muster der gebotenen Vorbilder. Neu? Ja, vielleicht im Verhältniß zu Jul. Wolff, Baumbach, aber sicher nicht zu den Dichtern der früheren Zeit. Außer den oben genannten deutschen Dichtern haben Heine, Meißner und eine Menge anderer socialistische Lyrik gepflegt, ja sie ist auch von manchen rein handwerksmäßig „gemacht“ worden.

Die Jüngsten wollen — nach Conradi — „in freien ungehörten Weisen“ zum Volke reden; sie brechen mit den „alten überlieferten Motiven“, singen für den „Fürsten im geschmeidefunkelnden Thronsaal“ wie für den Bettler.

Man zeige mir in der ganzen Sammlung ein Gedicht der Jüngsten, welches wirklich „Ungehörtes“ ausspricht! Nicht eins ist, welchem ich nicht Ähnliches, ja dasselbe aus der Dichtung allein unseres Jahrhunderts entgegenstellen kann. Das einzig Neue besteht darin, daß die Jüngsten neu empfinden, was die Alten längst empfunden haben, aber nur weiß die Mehrzahl das Letztere nicht und kündigt mit einem schallenden „Ich hab's gefunden!“ an — was schon da ist.

„Gleich stark,“ schreibt Conradi, „und gleich wahr lebt in Allen, die sich zu diesem Kreise zusammengefunden, das grandiose Protestgefühl gegen Unnatur und Charakterlosigkeit, gegen Ungerechtigkeit und Feigheit — gegen Dilettantismus in Kunst und Leben, gegen brutalen Egoismus — —“

Ja, ist denn das etwas Neues? Haben wir, die mittlere Generation, welche sich den Bierziggern nähert, denn garnichts gethan? Und nichts die Männer vor uns? Sind diese Jüngsten, diese „Stürmlinge und Drängerchen“ nicht genährt von dem, was da vor ihnen war, haben nicht viele, zu welchen ich wohl auch mich rechnen darf, schon längst Protest erhoben gegen „Unnatur, Charakterlosigkeit, Dilettantismus und brutalen Egoismus“ zu einer Zeit, als Ihr junge Herren noch in Kinderschuhen herumlieft oder garnicht geboren wart? Und wenn Henschell in seinem Vorwort „Die neue Lyrik“ über Wolff oder die „Wizbolde“ nach 1870 spottet — ist das etwa neu? „Wir,“ sagt er, „die junge Generation — — wollen, daß die Poesie wieder ein Heiligtum werde — — wir wollen unsere nach bestem Können gebildete und veredelte Persönlichkeit — — wahr und uneingeschränkt zum Ausdruck bringen. Wir wollen mit einem Worte dahin streben, Charaktere zu sein.“ Gewiß ein schönes Wollen — aber will das erst die Phalanx der „Jungen“? Hat vor ihnen wirklich keiner das alles verlangt, keiner darauf hingewiesen, daß Mensch und Dichter einig in sich sein sollen? Das alles ist Widerhall fremder Gedanken und wenn die Jüngsten sich als „Seher“ aufspielen, so liegt darin Größenwahn. Der Vorwurf ist nicht unbedacht: kaum Einer der Gruppe ist's, der sich nicht der staunenden Mitwelt als Messias verkündete.

Julius Hart nennt sich in „Zu Gott“ einen „besseren Prometheus“, welcher die Schale der Gottesliebe über die dürstende Erde ausgießen wird; Conradi preist sich als den „Sohn der Freiheit“; H. Hart sagt („Meinem Bruder Julius“):

— — — — —
Dann werden wir Balsam bringen
Feder Wunde, die fiebernd klast,
Dann werden mit brennenden Lettern
Unsere Namen wir zeichnen ein
Der Geschichte rauschenden Blättern
Und in der Herzen Schrein.“

Henschell ruft in „Gott segne Dich!“:

„Der Menschheit Heiligtum zu retten
Ball' predigend ich meinen Pfad
Erlösend aus der Selbstsucht Ketten
Mit meines Liebes freier That.“

Das Höchste leistet jedoch Georg Gradnauer (geb. 1866). Er selbst hat („Mod. Dichterchar.“ 299) in der Abtheilung „Biographien“ eine kurze Kennzeichnung seines bedeutenden Ichs gegeben. Einige Sätze mögen hier Platz finden:

„Ein moderner Geist durch und durch! Freie Ausbildung jedes Einzelnen gemäß seiner Eigenart zur vollen Entfaltung der individuellen Lebenskräfte! ist seine

Parole! — Dem Künstler gehört die Welt! — Der Künstler darf, muß alles aussprechen, und sei es noch so unerhört, noch so toll! Die Leidenschaft hat stets Recht, sie darf nie eingezwängt werden; wird sie es, so ist sie ihrer Würde, ihrer Heiligkeit beraubt, verathen und verkauft! — Als Poet wird G. vorzüglich im Roman thätig sein, wo er einem herzhaften kühnen Realismus huldigt! Jede weitere Bemerkung ist überflüssig.

Dieser „moderne Geist“ hat „Messiaspsalmen“ für die Sammlung geliefert. Aus diesen Gedichten hebe ich folgende Stellen hervor:

„Zerreißen fühl' ich alle irdischen Bande,
Ich fühl's, ich weiß's, ich bin geweiht und bin gesalbt,
Bin auserkoren, aufgeweckt zum Heile.

Ich weiß, in mir erstanden ist ein neues Licht.

Ich bringe des Friedens mildlächelndes Antlitz.
Ich komme, ich nahe, zu befreiten, zu erlösen!!!

Das genügt.

Ahnen denn diese unreifen Köpfe nicht, daß dieser läppische Hochmuth der Liebe, welche von ihnen anderenorts gepredigt wird, widerspricht? Wer da die echte Liebe erkannt hat, wer wirklich ledig ist der Selbstsucht, wie Conradi, Henschel, Gradnauer von sich behaupten, der überhebt sich nicht in thörichtem Knabenstolz.

Wer echte Liebe gewonnen hat, wird auch die Muse nicht entwürdigen. „Propheten“ wollen sie sein, Führer dem Volke und sie schildern die nackte Wollust, wie Arent, oder winden sich im Kampfe zwischen Sinnengier und Sündenbewußtsein; nicht als Dichter, welche über dem Stoffe stehen, sondern von krankhaft erregter und doch matter Begierbe durchglüht. Soll das etwa auch neu sein und zu den „ungehörten“ Weisen gehören? Das ist hundertmal schon dagewesen, bei allen Völkern fast aller Jahrhunderte. Aber gerade darin zeigt sich auch der ungesunde Zug, welcher in dieser Genialitäts-äfferei liegt. Mancher dieser halben Knaben glaubt den Gipfel dichterischer Freiheit erstiegen zu haben, wenn er die Reize einer frechen Dirne frech schildert, wie es mit Vorliebe Arent thut, falls er nicht in das „Nichts“ versinken will.

Es sind 103 Jahre verflossen, als ein echter Stürmer und Dränger eine Zeitschrift herausgab „Württembergisches Repertorium“ (1782). Im ersten Stück S. 216 schrieb er in einer Besprechung:

„Möchten sich doch unsre jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, an welchem die Pfeile der Kritik splittend zurückprallen.“

Der Name dieses Stürmers war Friedrich Schiller.

Wollte man die Ausschweifungen der Jüngsten zum Stoffe der Satire machen, es wäre ein Leichtes, sie dem

Gelächter preiszugeben. Aber die echte Kritik hat eine andere Aufgabe. Talent ist bei dieser Gruppe vorhanden, darum wird trotz aller Strenge Wohlwollen zur Pflicht. Wenn aber die ernsteren Geister unter den Jüngsten die Stimme eines ehrlichen Warners nicht hören, das krankhafte Selbstgefühl, die gegenseitige Vergötterung, den Phrasenschwulst u. s. w. nicht in ihrem eigenen Kreise bekämpfen, dann wird das Gute, was in der Bewegung liegt, zu Grunde gehen oder es werden wenigstens einige dieser „Originalgenies“ zu Zerrbildern, welche die ganze „Schule“ in den Augen aller wirklichen Freunde deutscher Poesie zu einer Gesellschaft von Halb-
narren stempeln. Erzieht Euch selbst zuerst; ringt selbst nach einer klaren Weltanschauung; bändigt Eure Triebe, lernt die Zeit selbst erst begreifen, dann mögt Ihr als Lehrer und Führer auftreten.

Neue Romane.

Die Tochter des Majors. Roman von G. von Wald-
Jedtwig. (1885, Berlin. Richard Eckstein Nachfl.,
Preis 3 Mk.)

Das Buch bietet ein Zeugniß mehr für die Flachheit und Geisllosigkeit unserer gewöhnlichen Romanliteratur. Der Faden der Erzählung spinnt sich durch die schwersten Schicksalsfälle und ergreifendsten Familiendramen immer sanft dahin. Die Tochter des Majors, Else, verlobt sich, obwohl sie einen Andern liebt, mit einem ihr unsympathischen Manne, löst dann die Verlobung auf, verliert in ihrem Vater ihren einzigen Beschützer und Ernährer, tritt in ein Putzgeschäft ein, ihr früherer Verlobter versucht den Mann, den sie liebt, zu vergiften, dessen gute Natur siegt über das Gift und zuletzt heirathen sie sich doch noch. Das ist der Inhalt des Buches, das weder das Herz ergreifen, noch den Geist fesseln kann. Selbst das traurige Schicksal des Veters Elens, des jungen Offiziers Fritz, läßt den Leser kalt und die rührende Gestalt der taubstummen Clementine gleichgültig. Dabei ist die phrasenhafte Schreibweise nicht geeignet die freie Behandlung, die der Verfasser unserer armen deutschen Sprache zu Theil werden läßt, zu verdecken. Zur Erheiterung des Lesers heißt es da; Seite 8 „täglich goß sie den Epheu“ und Seite 13 „wie werden sich die Leute wundern . . . , so stürmte es von Christels Lippen. Dazwischen Vorwürfe 2c.“ Dann schildert der Verfasser in blühendem Stil, Seite 95 „Broom sah ihr (Else) nach, wie ein Falke schwebte sie durch den Blumengarten, sie selbst die schönste Blume“, Seite 203 „Aus einer sanften Taube war ein königlicher Nar geworden, war es nicht ruhmvoller, mit dem Nar zu kämpfen als mit der Taube?“ und Seite 303 „die Sporen wühlen sich in des Vollbluts Flanken, hoch hebt es sich, mit Riesenkraften setzt es an, es bricht, es stürzt — ein stolzes, junges, liebedurstiges Reiterherz hat ausgeschlagen. Der Brief, der inhaltschwere Brief, der ruht darauf, empfing die letzten heißen Herzensschläge.“ Wann werden endlich unsere Schriftsteller und besonders unsere Schrift-